

KULTUR KLINCH

Nov. 1990



Zu Protokoll:
Vier Radiointerviews
mit Liechtensteiner Künstler/innen

Georg Malin, kulturpolitisch in Erscheinung getreten sind Sie vor allem als nachhaltiger Verfechter des Kunsthaus-Projektes in seiner ursprünglichen Fassung durch den Architekten Branca. In der Zeit, während der das Kunsthaus bekanntlich nicht zur Realisierung gekommen ist, sind vom Land Liechtenstein andere und weitere kulturpolitische Akzente im Bereich der bildenden Kunst gesetzt worden. Junge liechtensteinische Gegenwartskünstler können sich verstärkt präsentieren, Förderstipendien

Georg Malin, geb. 1926, Bildhauer, Historiker, Konservator der Liechtensteinischen Staatlichen Kunstsammlungen, Mauren.

wurden und werden vergeben, die Idee einer Kunstschule steht im Raum. Kommt unter diesen Vorzeichen dem Kunsthaus-Vorhaben nach wie vor erste Priorität zu?

Danke für diese Frage – es sind zwei Fragen. Die eine Frage: Kunsthaus. Ich werde auch künftig keine Gelegenheit unterlassen, zu dieser Problematik irgendwie Stellung zu nehmen. Weil ich dem Kunsthaus nach wie vor – so wie es konzipiert gewesen ist – eine ungemein grosse, für das Erscheinungsbild von Liechtenstein und für die liechtensteinische Identität enorme Bedeutung zumesse. Und ich betrachte die Nichtrealisierung des Kunsthauses oder auch nur das Hinausschieben der Realisierung als ein Unglück für die geistige und kulturelle Gestalt unseres Landes. Materiell, wie immer unsere Industrie blüht, werden wir immer eine bescheidene Wirkung haben. Aber mit diesen Potentialen, die wir kulturell, nicht zuletzt dank den Sammlungen des Fürsten von Liechtenstein, hätten, ist Untätigkeit auf diesem Gebiet unverzeihlich. Das zum Thema Kunsthaus. Das andere, die Unterstützung und Aktivierung der kreativen Kräfte – Bildhauer, Maler, Grafiker – finde ich absolut notwendig.

Die beiden Problemkreise: Kunsthaus und Förderung von aktiv tätigen, jungen Menschen – die befruchten einander und . . . es sind wie Zahnräder, die ineinander greifen.

Sie reden von der Kultur als einer Chance für den Kleinstaat Liechtenstein, Identität und Strahlkraft zu gewinnen.

Sehen Sie keinen Widerspruch zwischen der Indienstnahme bildender Kunst und bildender Künstler für die nationale Identitäts- und Imagepflege einerseits und der Vielfalt und Eigenwilligkeit dieser Künstler, die hier arbeiten und leben, andererseits?

Nein, da sehe ich absolut keinen Widerspruch. Eine Kunst, die nicht wirkt oder eine künstlerische Äusserung, die wirkungslos ist, ist an sich tot. Und wenn es der liechtensteinischen Künstlerschaft gelingt, glaubwürdig in regionaler und vielleicht

sogar vereinzelt, ab und zu in internationaler Ebene etwas zu bewirken, dann kommt das nicht nur den betreffenden Künstlern zugute, sondern auch dieser Gemeinschaft, aus der sie herausragen, in der sie leben und in der sie arbeiten.

Sie haben von der Wirkung von Kunstwerken gesprochen. Vermutlich ist diese Wirkung gerade bei aktuellen Kunstwerken nicht immer absehbar. Damit ist auch jede Kultur- und Kunstförderung konfrontiert. Als wie wichtig erachten Sie Risikobereitschaft bei der Förderung gegenwärtiger künstlerischer Arbeiten?

Diese Risikobereitschaft muss unbedingt da sein. Niemand kann versprechen, dass das, was er macht, in 10, 20 oder 30 Jahren noch eine Resonanz erzeugen wird. Da wird nicht einmal er darüber entscheiden können. Sondern das ist eine Frage der Entwicklung, ob seine Äusserung, seine kulturelle Tätigkeit in 10, 15, 20 oder auch noch in späteren Jahren irgendwo akzeptiert wird. Es gehört dazu einfach der Glaube an die eigene Kraft. Der Glaube, dass man nicht alleine bleibt. Und darum ist auch eine kleine staatliche Gemeinschaft dazu verpflichtet, jemanden zu stützen und die künstlerisch-kreative Seite gewisser Sparten in der Bevölkerung zu ermöglichen und zu fördern.

Aber Garantiescheine kann niemand geben. Ein Garantieschein wäre ein blosses, wertloses Papier. Ein Persilschein, der in sich schon verlogen ist.



In den letzten Jahren – lässt sich der Eindruck gewinnen – wird mehr Kapital von privater und öffentlicher Seite in bildende Kunst investiert. Vor allem das offizielle Liechtenstein nimmt einige Gelegenheiten wahr, um mit bildender Kunst sich auch als Kultur-Staat zu präsentieren.

Wie – Regina Marxer – wirkt sich diese kulturpolitische Betriebsamkeit auf Ihre künstlerische Arbeit aus?

Also zuerst einmal zum Geld, zu dem Eindruck, dass da mehr investiert wird. Ich glaube, dass allgemein, also nicht nur in Liechtenstein, entdeckt worden ist, dass sich die Kunst gut eignet zum Repräsentieren eines Staates und um diplomatische Beziehungen zu dekorieren. Und das haben die Liechtensteiner auch entdeckt. Und ich glaube, dass das aus einem Mangel herauskommt – oder aus einem Versagen von anderen Dekorationsmöglichkeiten. Auswirken tut es sich für mich so, dass man sich einfach fragen muss, ob und wie man bei solchen Repräsentationsangelegenheiten mitmacht und welche Funktion die Kunst dort hat.

Was für Perspektiven sehen Sie im gegebenen, vor allem nach aussen wirkenden kulturpolitischen Rahmen für Ihre künstlerische Arbeit?

Ich glaube, wenn es einem bewusst ist, dass man zur Dekoration herhält, dass man dann mit diesem Bewusstsein auch arbeiten kann.

Positiv für mich ist, dass dadurch eine gewisse Öffnung stattfindet. Dass man mit anderen Kunstszene in Kontakt kommt und dass die liechtensteinische Kunst nicht mehr so introvertiert ist – auf dieser Staats- und Heimatkunst hängen bleibt.

Können Sie sich einen Modus vorstellen, in dem Kulturfunktionäre und Künstler so zusammenarbeiten, dass der angesprochene Repräsentationsauftrag für das Land Liechtenstein weniger im Vordergrund stünde?

Ja, ich kann mir vorstellen, dass diese Vergabe von Geldern besser geregelt werden muss, und dass vor allem die Künstlerinnen und Künstler ein Mitspracherecht haben müssten, wofür dieses Geld ausgegeben wird.

Es gibt Leute, die sehen im einstigen Kunsthaus-Projekt nach wie vor eine grosse Chance, in Liechtenstein einen kulturellen Schwerpunkt von internationaler Bedeutung zu setzen.

Glauben Sie, dass mit der Realisierung eines Kunsthauses auch die aktuelle künstlerische Arbeit eine gute Aussicht hat?

Also so wie ich das Kunsthaus jetzt verstanden habe oder darüber gehört habe, ist es ja hauptsächlich ein Aufbewahrungsort für die Fürstliche Sammlung. Und die aktuelle Kunst wäre ein Anhängsel. Und so wie ich das Kunstverständnis in Liechtenstein einschätze, wäre auch die aktuelle Kunst nicht wahn-sinnig interessant. Weil sie immer noch so mit einem Vergangenheitsaspekt erarbeitet wird. Und ausserdem . . . das liechtensteinische Kunstverständnis ist ein Verständnis von Repräsentations- und Staatskunst. Und was mich interessieren würde, wenn man wirklich Kunst umbauen will, das wären einfach Arbeitsmöglichkeiten, Ateliers, Werkstätten und Treffpunkte für bildende Künstler.

Sehen Sie in der Kunsterziehung – etwa in der Form einer derzeit herumgeisternden Kunstschule – eine Chance, die Auseinandersetzung mit aktueller Kunst, auch aus Liechtenstein, zu beleben?

Ich habe mir das Konzept der Kunstschule angeschaut, und ich bin eigentlich positiv dazu eingestellt. Aus der Hoffnung,

Regina Marxer,
geb. 1951, freischaffende Künstlerin in
Vaduz/Triesen.

dass daraus auch eine aktuellere Situation entsteht. Das heisst nicht nur für die pädagogische Seite; also nicht nur deswegen, dass da junge Leute sich künstlerische Techniken erarbeiten können, sondern auch für die Lehrer, die dort sind. Ich nehme an, dass dort Künstler und Künstlerinnen herangezogen werden – um eben auch ihre Kunst zu vermitteln. Und das, finde ich, ist immer eine interessante Situation.



Grundlage der in der vorliegenden Broschüre versammelten Interviews bilden vier Sendefolgen, die unter dem Titel «Kultur Klinch» im September dieses Jahres auf Radio L zur Ausstrahlung kamen. Vier Künstlerinnen und Künstler äusserten sich zu jenem materiellen, organisatorischen und öffentlichkeitsgerichteten Rahmen ihrer Arbeit, der mit der staatlichen Förderung bildender Kunst verbunden ist. Ein wesentlicher Teil der offiziell bestrittenen Kulturpolitik also. Die Interviews wurden im Dialekt geführt. Ihre Übertragung ins Schriftdeutsche hält sich soweit als möglich an die ursprüngliche Wortwahl und Ausdrucksweise der jeweiligen InterviewpartnerInnen. Unvermeidliche oder zum besseren Verständnis vorgenommene grammati-

Jürgen Schremser,
Vaduz 2. November 1990

sche bzw. satzbauliche Anpassungen an die Schriftfassung sollten den 0-Ton von Frage und Antwort seinem Inhalt nach nicht verfehlen.

Trotzdem lassen sich – wie überall – Inhalt und Form der Statements nicht trennen. Einige Anmerkungen zur Hör- bzw. Schriftgestalt der Interviews scheinen mir daher angebracht.

«Kultur Klinch» ist zum einen ein Kind von Radio L und dessen Versuchscharakter. Damals gewann die Absicht, bildende KünstlerInnen um den Fokus Kulturpolitik zu «versammeln» gegenüber einem ebenso reizvollen wie problematischen Vorhaben, ihre Kunst hörbar zu machen, an Gestalt. Damit fiel auch die Idee, Künstlerportraits fürs Radio zu verfertigen. Demgegenüber sollten in Konfrontation mit Fragen zur öffentlichen Förderung und Präsentation künstlerischer Produkte nicht nur deren Erzeuger selbst zu Wort kommen. Die Autoren von «Kultur Klinch» (Stefan Sprenger / Jürgen Schremser) sahen darin auch eine weitere Gelegenheit, das Bildungsklichee von der gänzlich vergeistigten Kunst und ihren musenbegleiteten Schöpfern etwas zu erden.

Diesen Überlegungen folgend, versuchte der Gestalter der Sendung, auch die Vorzüge des Radios, den konkreteren Zugriff auf Menschen und deren Lebenslagen, wahrzunehmen.

Als Einschaltung in und nicht als Kommentierung von Kulturpolitik sollten Fragen der Kunstförderung «gegenwärtig» erörtert werden. Das heisst mit aktuell Beteiligten und möglichst in Unterlaufung offiziell eingeübter Posen der Kulturbesinnung. Wenigstens was die Bereitschaft der KünstlerInnen anbelangte, sich den Fragen unvorbereitet zu stellen, scheint dieser Versuch gelungen.

Soweit zur Radiofassung der Interviews. Deren Umsetzung in eine hochsprachliche Schriftform erfolgte nicht ohne Verluste. Die Präsenz von Stimme und Stimmung schwindet zugunsten einer buchstäblichen Festschreibung der Aussagen in einem gut greifbaren, aber etwas blutarmen Dokument. Andererseits berühren sich Text und Sendung dort, wo eben beide Gestaltung des vorliegenden «Rohmaterials» sind und den Stellungnahmen der KünstlerInnen nicht in Umfang oder Wortlaut, wohl aber in ihrem Gehalt zu folgen haben.

Die Offenheit der ursprünglichen Interviewsituation muss darunter nicht leiden. Die teilweise kontrovers und in manchem «aus den Ateliers» gemachten Äusserungen zur bestehenden und zu einer wünschbaren Förderung bildender Kunst in Liechtenstein, werfen in Ton und Text dieselben kritischen Fragen auf und fordern mehr Antworten als bislang zufriedenstellend gegeben wurden.

Dies – hoffe ich – macht die Interviews zu einem lebendigen Teil und nicht zu einem weiteren Ableger einer Debatte um Kulturpolitik.

Ohne dabei den kulturellen Anspruch aus den Augen zu verlieren, dem ein Radio Liechtenstein in der Vergegenwärtigung künstlerischer Ausdrucksformen und darauf bezogener Öffentlichkeit zu genügen hätte.

Vor fünf Jahren war in einer liechtensteinischen Zeitung ein Artikel zu lesen, in dem heftige Kritik an einer masslosen und selbstgefälligen liechtensteinischen Kulturpolitik geübt wurde. Einer Kulturpolitik, die an bildender Kunst nur soweit interessiert sei, als man sie für aussenpolitisches Dekor oder museale Repräsentation brauchen könne.

Hansjörg Quaderer, Sie sind Künstler und der Verfasser jenes Artikels. Seit seinem Erscheinen vor fünf Jahren scheint sich der offizielle Einsatz für bildende Kunst aus Liechtenstein verstärkt zu haben. Im Kulturbericht der Regierung von 1989 ist von der «Vitalität» der Liechtensteinischen «Kunstszene» zu lesen. Hat sich auch die liechtensteinische Kulturpolitik seit 1985 verjüngt; hat sie eine andere als eine vor allem dekorative Ausrichtung gewonnen?

Erstens möchte ich einmal klarlegen, dass für mich eine liechtensteinische Kultur in dem Sinne nicht existiert. Sondern, dass nur einzelne Kunstschaffende hier tätig sind. In diesem Sinne der wenigen, die hier arbeiten – vorwiegend in den Baracken, in den Kellern, in den Untergeschossen dieses Landes arbeiten – ist ganz sicher etwas rege. Die andere Sache ist natürlich, wenn man das Kulturschaffen so stilisiert, besonders mit liechtensteinischen Vorzeichen – dass da immer gewisse Hintergedanken festzustellen sind. Und da werde ich persönlich das Gefühl nicht los, dass man irgendwie als Werbevehikel gebraucht wird – ob man will oder nicht.

Sie sprechen von der Verwertung bildender Kunst als Werbevehikel. Können Sie sich einen Modus vorstellen, in dem einzelne Künstler und offizielle Kulturbeauftragte zusammenarbeiten und eine Kulturpolitik konzipieren, die diesen Dekor- und Werbeauftrag in den Hintergrund stellt?

Doch, das könnte ich mir schon vorstellen. Allerdings braucht es für dieses Unterfangen ganz bestimmt einen autonomen Raum, wo vor allem Künstler selber oder Kunstschaffende in diesem Land das Sagen haben – und sonst niemand.

Damit meine ich z.B., dass das Centrum für Kunst¹ hoffentlich in einer absehbaren Zeit wieder aktiviert werden kann. Dass die Initiative, die vom Schichtwechsel² ausgeht, auf einen grünen Zweig führt. Dass autonome Räume grundlegend geschaffen werden.

Sie stehen als Künstler in Kontakt mit Arbeitskollegen und Sie haben – nicht zuletzt durch staatliche Fördermittel – mit Kulturpolitik konkret zu tun gehabt.

Sehen Sie momentan Ansätze und Hoffnungen für eine auch von offizieller Seite begünstigte künstlerische Autonomie?

Sicher, gewisse Projekte geben natürlich Anlass zur Hoffnung. Es besteht natürlich auch immer die Gefahr von Vereinnahmung. Gerade in einem Kleinstaat – wenn staatliche Mittel ausgeschüttet werden – ist es logisch, dass der Staat in Zinseszins irgendetwas zurückverlangt. Dort ist irgendwie auch der Hemmschuh des Ganzen. In dieser Hinsicht ist es mir eigentlich fast sympathischer, das Kunstschaffen in diesem Land als mehr oder weniger individuelle Sache anzusehen, bei der einfach die Kunstschaffenden eine gewisse Verantwortung übernehmen – und im Stillen für sich versuchen, stark zu werden.

Haben Sie den Eindruck, dass die bisherige Art von Kunstförderung und -präsentation, Ihnen eine erweiterte Öffentlichkeit erschlossen hat, in der es lohnt, sich künstlerisch mitzuteilen?

Ich glaube einfach, dass vielleicht ein Aspekt meiner Arbeit, z.B. das Pentazelt, bekannter geworden ist. Ob das Projekt wirklich verstanden worden ist, bleibt natürlich immer offen. Ich glaube nicht, dass all die äusserlichen Machenschaften grundlegend zum Kunstverständnis beitragen. Dafür wäre es nötig, dass man einmal am Anfang beginnt. Bei uns fängt man immer irgendwo mitten drin an. Das ist irgendwie die verhexte Situation, dass bei uns so vieles Flickwerk ist und bleibt – oder bleiben wird in absehbarer Zeit, wenn man nicht endlich Anfänge setzt.

Wo sehen Sie denn die Möglichkeiten einer anfänglichen, breit wirkenden Vorbereitung für Kunstverständnis und -aufnahme?

Natürlich in der Kunstpädagogik. Und da gibt es eigentlich in Ansätzen wieder neue Ideen. Oder sagen wir – ob die Ideen so neu sind, das bleibt jetzt dahingestellt. Aber es ist ja dieses Projekt einer Kunstschule im Raum, das dem allem gerecht werden will. Nur möchte ich zu bedenken geben, dass man nicht eine Kunstschule mit riesigen, mit immensen Ansprüchen

Hansjörg Quaderer,
geb. 1958, freischaffender Künstler in Vaduz.

in die Welt setzen kann, wenn man nicht mit kleinen Schritten ansetzt. Und kleine Schritte werden bereits seit einigen Jahren gemacht. In Form von Kindermalschulen oder in Kursen oder rundum. Aber ich finde, dass die kleinen Schritte allmählich zu etwas wie einer Kunstschule führen sollten.

Man kann nicht die Kunstschule einfach künstlich in den Raum setzen und dann sehen – es wird schon gelingen.

¹ Centrum für Kunst: Anfang der 70er Jahre unter dem Architekten Ricardo Porro in Vaduz errichteter Bau. Er beherbergte u.a. zahlreiche Kunstaustellungen und wird derzeit ausschliesslich als Bürogebäude genutzt.

² Schichtwechsel: Verein und gleichnamige Werkgruppe liechtensteinischer KünstlerInnen mit Sitz und Arbeitsort in der Alten Weberei in Triesen.

Seit einigen Jahren fliessen – so hat man den Eindruck – vermehrt private und öffentliche Gelder für bildende Kunst. Speziell von staatlicher Seite, namentlich dem Kulturbeirat, wird einiges getan, um mit der Förderung bildender Künstlerinnen und Künstler Kultur und Kulturpolitik im Land gross zu schreiben. Man denke nur an die über ein Jahr im Ausland präsen- tation Wanderausstellung «Zeitgenössisches Kunstschaffen aus Liechtenstein»

Ursula Kühne, wie sehr betrifft Sie als Künstlerin dieses verstärkte kulturpolitische Engagement?

Die Frage ist, wie sich das auf meine Arbeit auswirkt. Ja, ich komme natürlich da ziemlich in die Nähe und habe mit diesen

Ursula Kühne,
geb. 1949, Fotografin in Triesenberg.

Sachen zu tun – aus der fotografischen Sicht. Und es ist ganz klar, dass im Laufe dieser ganzen fotografischen Arbeiten ich auch angefangen habe, mir sehr viele Gedanken zu machen.

Ich finde es sehr gut, dass auf diesem Gebiet viel aufgearbeitet wird. Das müssen wir. Wir haben vielleicht das erste Mal Gelder zur Verfügung, um unsere Kultur zu präsentieren. Aus diesem Grund finde ich es sehr wichtig, dass wir daran arbeiten. Man muss ja zuerst einmal anfangen und Dinge ausstellen, Ausstellungen machen, bevor man sagen kann: Wohin führt das, was wollen wir damit, was haben wir für Aufgaben im Bereich der Kultur?

Wo sehen Sie diese Aufgaben, gibt es Schwerpunkte?

Ich möchte da nur unterscheiden. Wir haben sicher zwei Aufgaben. Das eine ist – und das tun wir jetzt – unsere Kultur aufarbeiten. Das was hier ist, schon seit 100 Jahren – zum Beispiel den Rheinberger¹. Das zweite ist, was wir jetzt machen in die Welt hinauszubringen. Und das dritte Gebiet wäre: Was wird unsere Zukunft sein, wo läuft die hin?

Im ersten Gebiet des Kulturbestandaufzeigens investieren wir genug Geld. Zweites Gebiet: Die schaffenden Künstler von heute. Da wird auch Geld investiert – finde ich auch richtig. Dann haben wir das dritte Gebiet: Wie geht es weiter, was machen wir neues, was sind wir überhaupt für Menschen hier, was ist unsere Kultur? Dort, finde ich, investieren wir zu wenig Geld. Es wäre näher zu erklären im Sinne dessen, was Kultivierungsversuche sind – Kulturversuche . . .

Was genau verstehen Sie unter «Kultivierungsversuchen»?

Ja, wenn man davon ausgeht, was Kultur bedeutet – Kultur, das bedeutet auf jeden Falle eine Suche nach inneren Werten, nach ganz tiefen inneren menschlichen Werten – und das herauszuarbeiten, das ist eine ganz zentrale Aufgabe jeder Generation. Wir bauen auf auf der Kultur, die unsere Vorfahren uns überliefert haben. Das soll unser Boden sein. Auch die zeitgenössischen Künstler sollen den Boden darstellen. Aber der dritte Schritt, den jeder für sich eben weitervollziehen muss, wäre: Was tue ich dazu?

Es sind jetzt Bestrebungen da im Land. Nehmen wir zum Beispiel den Versuch, den der Schichtwechsel macht, der auf eine sehr ehrliche Art versucht, die heutigen Probleme darzustellen – in Form von bildender Kunst. Jetzt ist das natürlich ein Gebiet mit absolut nicht arrivierten Sachen. Es gibt dafür noch keine Werte, keinen Preis. Es ist nicht unbedingt etwas, womit man jetzt gerade in Paris und überall brillieren kann. Weil es Versuche sind. Aber diese Versuche sind wahnsinnig wichtig.

Wie sehen Sie die Bereitschaft in diesem Land, solche Versuche zu unterstützen?

Ich möchte das vergleichen mit einem Feld, das brach liegt und wo man versucht . . . wo irgendeiner daher kommt und sagt: «Ich werfe jetzt diesen Samen, daraus wächst Korn.» Und niemand glaubt ihm das. Und er braucht jetzt vielleicht noch Hilfe, die ihm hilft auszusäen. Er braucht sicher auch psychische Unterstützung. Und alle finden das lächerlich. Dann wirft er aber den Samen und dann dauert es natürlich einige Zeit, bis dieser Samen Frucht trägt. Und diese Zeit, zu ihr zu stehen und nicht wegzulaufen und zu sagen: «Der spinnt», das braucht ein sehr grosses Selbstbewusstsein einer Gesellschaft, eines Staates. Dieses Selbstbewusstsein zu entwickeln, ist nicht immer einfach, weil man von sehr vielen Seiten angegriffen wird. Es wäre aber einfacher in unserem Land, wenn Kulturpolitik nicht irgend ein Amt unter «ferner liefen» wäre. Sondern das müsste, meiner Meinung nach, in einem Staat eine ganz zentrale Bedeutung haben.

Haben Sie das Gefühl, dass die Voraussetzungen zum Verständnis bildender Gegenwartskunst in Liechtenstein gegeben sind?

Ich glaube, es wird schon langsam. Es braucht einfach länger, bis die Leute sich mit diesen Ausdrucksformen der jetzigen Zeit richtig auseinandersetzen. Es braucht aber auch sehr viel Bildung und Erklärung. Ich glaube, man kann nicht einfach erwarten: «Jetzt weisst Du das, und fertig. Sonst bist Du ein hohler Typ, wenn Du mein Werk nicht verstehst.» Das geht aber zurück auf die Schule und auf die gesamte Ausbildung. Wir müssten schon viel mehr in diese Richtung vorbilden.

¹ Rheinberger, Josef Gabriel von: Liechtensteinischer Komponist und Musikpädagoge. Geb. 17. 3. 1839 in Vaduz, gest. 25. 11. 1901 in München.

